

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 38.

Berlin, Donnerstag den 28. März

1844.

England.

Die Religions-Verfolgungen in Schottland. Claverhouse und Dalzell.

Jedem Leser der *Waverley*-Romane — und wer hätte diese nicht gelesen? — werden die Verfolgungen erinnerlich seyn, welche die presbyterianische Kirche in Schottland, nach der Rückkehr der Stuarts, in den siebziger und achtziger Jahren des 17ten Jahrhunderts zu erleiden hatte. Sie wurden durch alle Handlungen tyrannischer Willkür bezeichnet, zu denen nur Parteienhaß und religiöser Fanatismus führen können, und obgleich Sir Walter Scott, als entschiedener Tory und Hoch-Kirchenmann, eher mit den Unterdrückten als den Unterdrückten sympathisirte, so besaß er doch zu viel echte Humanität, um jene Verfolgungen zu rechtfertigen, wenn er sie auch theilweise zu beschönigen suchte. Dieselbe Epoche wird in einem neuerdings erschienenen, recht interessanten Werke (*Traditions of the Covenanters*, Edinburgh 1843) geschildert; da aber der Verfasser, Herr Robert Simpson, ein presbyterianischer Geistlicher ist, so betrachtet er natürlich die Sache aus einem ganz anderen Gesichtspunkt als sein berühmter Landsmann. Der ritterliche Claverhouse, dessen Bild uns aus „*Old Mortality*“ in einem so heroischen Glanze entgegenstrahlt, erscheint hier in einem weniger romantischen und keinesweges vortheilhaften Licht.

„Die Namen Lagg und Claverhouse“, schreibt Herr Simpson, „sind heutzutage in den Hütten des südlichen Schottlands fast eben so bekannt, als sie es zu ihren Lebzeiten waren — so schrecklich ist der Ruf, den sich diese Männer durch ihre Verfolgungen erworben haben. Nicht nur von den Non-Konformisten wurden sie gefürchtet, sondern ihre eigene Partei hegte vor ihnen nicht mindere Beforgniß. Die Pächter und kleinen Gutsbesitzer (*lairds*) waren, ohne Unterschied der Religion, ihren Raubanküßeln und gewaltthätigen Einbrüchen ausgesetzt. Diese beiden Sündengenossen ermuthigten sich gegenseitig in ihren Schandthaten, bis sie darin eine solche Virtuosität erreichten, daß sie alle ihre Nebenbuhler auf der Bahn ihres Verbrechens hinter sich ließen. Ihrem Uebermuth war nichts zu gewagt, ihrer Grausamkeit nichts zu empörend, und noch jetzt verflucht das schottische Landvolk das Andenken der Bösewichter, die das Blut seiner gottesfürchtigen Vorfäter mit so schonungsloser Wuth vergossen.“

„Auf ihren Streifzügen durch das Land verbreiteten sie überall Schrecken und Verderben, indem sie die Aeltern ihren Kindern und die Kinder ihren Aeltern entrißen. Einst kamen sie Beide nach einem Ort, der unter dem Namen der Schlucht von Dunmore bekannt war, um eine Familie aufzusuchen, die im Verdacht stand, die geächteten Presbyterianer zu beherbergen. Sie glaubten hier Beute zu finden, denn sie waren habgierige Leute und machten sich niedriger Diebstähle schuldig, die weit unter der Würde ihres Standes waren. Es war ein schöner Herbsttag, und Alle, die zum Hause gehörten, hatten sich auf's Feld begeben, um die Aernde einzusammeln. Wie es scheint, war das Feld, auf welchem sich die Schnitter befanden, nicht im Gesichtskreise der Truppen, die es sonst ohne Zweifel besucht haben würden, um die Verdächtigen zu arretilren oder sie wenigstens in Betreff der Flüchtlinge zu verhören. Als sie bei der Wohnung ankamen, trafen sie Niemanden zu Hause als ein kleines Mädchen von zehn bis zwölf Jahren. Claverhouse, der listig war und eine scheinbare Gutmüthigkeit heucheln konnte, pflegte arglose Leute dadurch zutraulich zu machen und ihnen ihre Geheimnisse abzulocken; aber Lagg war barsch und gebieterisch und wandte nur Drohungen und Fornworte an, um seinen Zweck zu erreichen. Er rebete die Kleine an und suchte von ihr zu erfahren, ob Fremde im Hause gewesen wären; da er aber keine genügende Antwort erhielt, so gerieth er in Wuth und drohte, sie auf der Stelle niederzuschießen. Das Kind brach in Thränen aus und weinte heftig. „Du hast das Spiel verdorben“, sagte Claverhouse zu seinem Gefährten; „jetzt wird sie nichts aussagen, wenn es ihr auch das Leben kostet.“ — Sobald sie fort waren, lief das Mädchen nach dem Felde, um das Geschehene zu berichten. Voller Bestürzung und einen zweiten Besuch der feindlichen Partei erwartend, eilten die Schnitter nach ihren Schlupfwinkeln. In solchen Fällen nahmen sie gewöhnlich ihre Zuflucht zu einer alten, an die Schreine stoßenden Ziegelbrennerei, die man zur Aufnahme einer bedeutenden Anzahl Personen eingerichtet hatte und als eine sichere Freistätte betrachtete. Sie hielten sich dort verborgen, bis die Gefahr auf eine Zeitlang vorüber ging. — So angstvoll und ungewiß war die Lage, in der sich unsere Vorfäter befanden; weder in ihren Häusern noch auf dem Felde konnten sie ihren Geschäften nachgehen, weil kriegerische Hotten das Land durchzogen und es wie Räuberhorde plünderten und verheerten.“

Einer der hervorragenden Charaktere jener Zeit war der General Dalzell oder Dalzell, als Feldherr ausgezeichnet, aber hart und grausam bis zur

Barbarei. Er verfolgte die unglücklichen Covenanters mit rastloser Beharrlichkeit und hegte sie gleich wilden Thieren von Berg zu Berge. Im südlichen Schottland gedenkt man seiner noch mit Abscheu, und manche Anekdoten über ihn sind noch im Umlauf. Die folgende ist für ihn nicht ganz so ungünstig, wie es die meisten sind. „Der Sage nach, ritt er einst ganz allein oder mit geringer Begleitung durch Gavin-Moor, eine wilde Haide, die den verfolgten Presbyterianern oft als Zufluchtsort diente und die er passieren mußte, um sein eigenes Haus an den Gewässern des Ae zu erreichen. Als er so diese Büsse entlang ritt, stieß er plötzlich auf einen Menschen, der dicht am Fußpfad in dem hohen Schilfgrase gelagert schlummerte. Dalzell's Pferd scheute und schnaubte so laut, daß der Schläfer erwachte, auf die Füße sprang und den Gegner vor sich sah, der ihn als einen flüchtigen Non-Konformisten erkannte. Dalzell forderte ihn auf, sich zu ergeben; da er sich aber zur Wehr setzte, sprang Jener vom Pferde, zog das Schwert und ging auf den Flüchtling zu, um ihn mit eigener Hand zu erlögen oder gefangen zu nehmen. Aber er irrte sich in seiner Rechnung; er hatte es mit einem Manne zu thun, der die Waffe eben so gut zu führen wußte als sein stolzer Widersacher, und der entschlossen war, sein Leben theuer zu verkaufen. Anfangs schien der Zweikampf gleich und der Ausgang zweifelhaft; in einem glücklichen Augenblicke schlug jedoch der Covenanter mit starkem Arm und einer geschickten Bewegung das Schwert aus Dalzell's Hand, bemächtigte sich desselben und kehrte es gegen des Feindes eigene Brust. Ueber diese Wendung des Kampfes bestürzt und den Tod vor Augen sehend, flehte Dalzell den Mann um Schonung, den er mit so vieler Erbitterung verfolgt hatte. Der Sieger, dem es um sein Leben nicht zu thun war, erwiederte, daß er ihn unter einer Bedingung verschonen werde. „Ich will jede Bedingung eingehen, die Ihr mir auferlegt“, sagte Dalzell. — „Meine Bedingung ist eine sehr einfache“, versetzte der Andere. „Ihr habt nur zu versprechen, daß, sobald man Euch auf Euren Streifzügen eine weiße Fahne entgegenhält, Ihr in der Verfolgung inne halten und unsere Konventikel in Ruhe lassen werdet.“ Dalzell, dem dies eine leichte Bedingung schien, willigte gern ein, sie zu erfüllen.“

„Sobald der Vertrag geschlossen war, eilte der tapfere und großmüthige Covenanter nach den Schlupfwinkeln seiner Glaubensbrüder, um sie davon zu unterrichten. Die Kunde von dem Zweikampf und der eingegangenen Verpflichtung wurde überall unter den Flüchtlingen verbreitet, damit sie das verabredete Signal geben möchten, im Fall jener General sie angreifen sollte. Auf diesen Umstand hatte Dalzell wahrscheinlich nicht gerechnet; er glaubte, daß sein persönlicher Widersacher allein um das Geheimniß wissen werde, und daß er mit diesem nicht oft zusammentreffen dürfte. Letzterer wußte es jedoch allgemein nützlich zu machen, und es entsprang daraus viel Gutes.“

„Man hatte bald Gelegenheit, den Erfolg des Planes zu versuchen. Ein Konventikel wurde zu Mitchellhacks in der Nähe von Closeburn gehalten, bei welchem unser heldenmüthiger Covenanter selbst gegenwärtig war. Ein Truppen-Corps eilte herbei, um die Versammlung zu überfallen, und der Zufall wollte, daß Dalzell selbst an dessen Spitze stand. Als sich die Soldaten näherten, bemerkten sie ein weißes Tuch, das an einen Schäferstab befestigt war und im Winde flatterte. Das Signal wurde aufs Gerathewohl aufgelesen, da man nicht bestimmt wußte, ob Dalzell mit den Truppen sey oder nicht; man wollte jedoch die Sache auf die Probe stellen, und der Erfolg war günstig, indem der General, als er die Versammlung aus einander gehen sah, seinen Leuten verbot, sie anzugreifen, und in einer anderen Richtung abmarschirte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Dalzell das Geheimniß an irgend Einen aus seiner eigenen Partei mitgetheilt habe, da ihm dieses hätte schaden können und die Umstände, unter welchen er den Vertrag abschloß, ihn in den Augen seiner Oberen nicht entschuldigt haben würden. Man kann auch annehmen, daß es von seinen Gegnern nicht über die Distrikte hinaus verbreitet wurde, über welche sich die Macht Dalzell's erstreckte. In jenen Tagen ging man mit großer Behutsamkeit zu Werke, weil Vieles, sowohl Gutes als Böses, von einer klugen Verfahrungsweise abhing.“

„Zu wiederholten Malen wurden die Unternehmungen Dalzell's durch den Anblick der weißen Fahne vereitelt; denn wenn auch derjenige nicht immer zur Stelle war, dem er das Versprechen gegeben, so fanden sich doch Andere, die in das Geheimniß eingeweiht waren. Das verhasste Tuch entfaltete sich so oft vor seinen Augen, daß er im bitteren Verdruß darüber ausrief, es müsse der Teufel seyn, mit dem er den Vertrag geschlossen, da er überall zu finden sey, wo ein Konventikel gehalten werde. Man versichert, daß Dalzell nie sein Wort gebrochen habe, sondern es stets aufs pünktlichste beobachtete. Obgleich er durch seinen Verfolgungsgeist berüchtigt war, benahm er sich doch

als Mann von Ehre und abmte die Handlungsweise seines Feindes nach, der ihm so großmüthig das Leben geschenkt hatte."

Die Wahrheit dieser Geschichte muß dahin gestellt bleiben. Man wird leicht einige Widersprüche darin entdecken können, die das Ganze etwas verdächtig machen. Es ist jedoch nicht zu vergessen, daß der Verfasser sein Werk nur für eine Sammlung von Sagen oder Ueberlieferungen (traditions) ausgiebt, so daß man es nicht von einem streng historischen Standpunkt aus beurtheilen darf.

Frankreich.

Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluss-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudolstadt“.

(Fortsetzung.)

Consuelo ließ sogleich Postpferde vor ihren Wagen spannen, doch im Augenblick, als sie abreisen wollte, hielt sie der alte Porpora auf, von dem sie nicht erst Abschied hatte nehmen wollen, und der bestürzt war, sie verreisen zu sehen. Sie versprach ihm zerstreut, zur Oper am folgenden Tage wieder zurück zu seyn, doch er schien ein Unglück zu ahnen. „Wer in aller Welt“, rief er, „denkt im strengen Winter daran, eine Landpartie zu machen? Wenn du dir einen Katarth holst, ist unser Erfolg morgen dahin. Ich begreife dich nicht. Gestern feiern wir einen Triumph und heute verreisest du.“

Die Unterhandlung hielt Consuelo eine Viertelstunde auf und gab der Theater-Direction Zeit, sich an die Behörde zu wenden. Ein Piquet Uplanen ließ die Pferde wieder vom Wagen spannen. Man bat Consuelo, sich ins Haus zu begeben, und umstellte es mit Wachen, um ihre Flucht zu verhindern. Consuelo bekam einen Fieberanfall: doch sie bemerkte es nicht, sie ging wie geistesverwirrt umher und antwortete nur mit starren, finsternen Blicken auf die Vorstellungen Porpora's und des Direktors. Sie begab sich am Abend nicht zu Bett, sondern brachte die Nacht mit starren, finsternen Blicken auf die Vorstellungen Porpora's und des Direktors. Sie begab sich am Abend nicht zu Bett, sondern brachte die Nacht mit starren, finsternen Blicken auf die Vorstellungen Porpora's und des Direktors. Sie begab sich am Abend nicht zu Bett, sondern brachte die Nacht mit starren, finsternen Blicken auf die Vorstellungen Porpora's und des Direktors.

Am Abend machte die Sängerin ihre Toilette wie gewöhnlich. Sie trat auf die Bühne: sie wollte zu singen anfangen, ihre Lippen artikulirten ein Wort, doch es drang nicht ein Ton aus ihrer Brust: sie hatte ihre Stimme verloren. Das Publikum stuzte und erhob sich stürmisch. Die Postente, welche von ihrem Versuche, zu fliehen, gehört hatten, erklärten ihr Benehmen für einen unverzeihlichen Eigensinn. Man schrie, man lachte, man applaudirte bei jeder neuen Anstrengung der Sängerin. Sie versuchte zu sprechen, doch man hörte keinen Laut. Wie eine unschuldig Verdamnte blieb sie mit finsternem Blick, doch stolzer Haltung stehen, sie dachte nicht an den Verlust ihrer Stimme, nicht an den Hohn, den man ihr anthat: sie dachte nur, daß dieser plötzliche Anfall es ihr möglich mache, das Theater zu verlassen und zu Albert zu eilen.

Man schlug der Kaiserin vor, die Sängerin für ihren Starrsinn ins Gefängniß zu werfen, weil sie dort wohl ihre Stimme wiederfinden werde. Maria Theresia zürnte einen Augenblick, doch wenn sie auch bisweilen Bergehen übersah, von denen sie Vortheil zog, so wollte sie doch Niemanden ohne Noth leiden lassen: darum rief sie ihrem Minister zu: „Kauniz, lassen Sie dem armen Geschöpf einen Paß ausfertigen, und hiermit sey die Sache abgemacht. Wenn sie sich nur verstellt, so vollbringt sie durch diese Verstellung doch eine edle That. Wenige Schauspielerinnen würden ein Leben voll ehelichen Glücks mit einer Stunde erkaufen wollen, in der ihnen ein Triumph auf der Bühne gewiß wäre.“

Consuelo reiste nun ab: sie war noch immer krank, doch sie fühlte es nicht. Albert's Prozeß jedoch, welcher allgemeines Aufsehen hätte machen können, wurde in größter Verschwiegenheit geführt, und wir verlieren hier von neuem den Faden der Geschichte aus den Händen. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Prozeß in den Hauptzügen dem gleich war, welchen Friedrich von der Trend um dieselbe Zeit lieferte, und den er nach vielen Jahren verlor. Wer würde gegenwärtig die Einzelheiten von Trend's Prozeß kennen, wenn Trend sie nicht selbst aufgezeichnet hätte? Albert hat nichts Schriftliches hinterlassen: wir rücken darum, um die Lücke unserer Erzählung einigermaßen zu füllen, eine kurze Skizze von Trend's Prozeß hier ein.

Kaum einen Monat, nachdem der Bund des heiligen Graals gestiftet war (ein Umstand, über den Trend in seinen Memoiren das tiefste Schweigen beobachtet), wurde Trend zu Magdeburg eingekerkert und festgesetzt, und er brachte hier die zehn schönsten Jahre seiner Jugend im Kerker zu. Man kennt seine bewundernswürdigen Versuche, zu entfliehen, seine unglaubliche Energie, welche ihn nie verließ; man weiß, wie künstliche Radirungen er mit der Spitze eines Nagels auf zinnernen Bechern ausführte: einige derselben bewahrt man noch jetzt in Deutschland und bewundert den tiefen Sinn der allegorischen Gestalten und verschizirten Unterschriften. Endlich ist bekannt, wie Trend ungeachtet seiner strengen Haft stets geheime Verbindungen unterhielt, und wie eine hohe Person, seine Geliebte, mit einer ährenden Klugheit sich das Gesicht entstellte, wie sie ihre eigene Gesundheit zerhörte, um nur einer Ehe zu entgehen, die sie verabscheute. Zehn Jahre machten aus Trend einen Märtyrer und aus der Geliebten eine alte Frau. Endlich wurde Trend freigesprochen, wie man sagt, auf Verwendung Maria Theresia's, welche ihn als ihren Unterthan reklamirte. Dieser späte, doch immer noch willkommenen Schutz wurde ihm durch denselben

Diener Karl verschafft, welchen wir mit Consuelo im kaiserlichen Palast zu Wien trafen: und es giebt über die genialen Intriguen dieses großsinnigen Plebejers noch manche interessante Seite in den Memoiren jener Zeit.

Während des ersten Jahre von Trend's Gefangenschaft war sein Vetter, der berühmte Pandur, als ein Opfer noch mehr gebässiger und grausamer Anklagen auf dem Spielberg an Gift gestorben. Kaum freigelassen, eilte Trend, der Preuze, nach Wien, um die ungeheure Erbschaft Trend's, des Oesterreichers, zu reklamiren. Allein Maria Theresia war nicht geneigt, sie ihm auszuliefern. Sie hatte von den Thaten des Panduren Vortheil gezogen und hatte ihn für seine Gewaltthatigkeiten bestraft; sie wollte darum jetzt auch noch von seinem Raube Vortheil ziehen und zog ihn in der That. Ihren Plänen kamen die kaiserlichen Mandatarien, die unedlen Agenten, welche man zu Verwaltern der Güter des Panduren ernannt hatte, und die pflichtvergessenen Richter, welche den Urtheilsspruch über das Recht der Erbschaft fällen mußten, dienstfertig entgegen. Jeder hatte bei der Heßjagd seine besondere Rolle zu spielen. Maria Theresia glaubte die des Löwen übernehmen zu müssen; doch es war vergeblich, daß sie einige Jahre darauf die verbrecherischen Genossen der That ins Gefängniß oder auf die Galeeren schickte, sie konnte die ganze Beute doch nicht an sich reißen. Trend aber war ruiniert, und er erhielt sein Recht nie. Nichts scheint uns ein so scharfes Licht auf den Charakter Maria Theresia's zu werfen, als der Abschnitt in Trend's Memoiren, in welchem er die Unterredungen darstellt, die er bei dieser Gelegenheit mit der Kaiserin hatte; die herbe Trockenheit, die Verstellung und Habsucht, welche mit den hohen, edlen Eigenschaften dieser großen Frau gemischt waren, treten uns nirgend so klar entgegen, und dabei verfährt Trend mit aller Ehrerbietung, die dem gekrönten Haupte gebührt. Entschlossen, ihm seine Wünsche nicht zu gewähren, suchte die Kaiserin ihn doch oft zu trösten, ihm Hoffnung zu geben; sie versprach ihm ihren Schutz gegen seine ungerechten Richter, und zuletzt stellte sie sich, als ob sie sich in der Verfolgung dieses edlen Planes selbst verrechnet hätte und im Labyrinth dieses ungeheuren Prozesses sich nicht zurecht fände; sie bot ihm daher zur Entschädigung den Rang eines Majors und die Hand einer alten, häßlichen, bigotten und koketten Dame an. Als Trend diese ausschlug, erklärte die Kaiserin, welche es besonders liebte, Ehen zu stiften, ihn für einen Narren, der maßlose Ansprüche mache, dessen Ehrgeiz sie nicht zu befriedigen wisse, und hiermit wandte sie ihm den Rücken, um sich nicht mehr mit ihm zu beschäftigen. Die Gründe, auf welche man sich bei der Einziehung der Güter des Panduren stützte, waren bei den verschiedenen Richtern verschieden gewesen. Ein Tribunal erklärte, daß der Pandur, da er, zu einer insamirten Strafe verurtheilt, gestorben sey, nicht befähigt gewesen, ein Testament zu machen: ein anderes, daß, wenn auch das Testament gültig sey, es doch die Rechte des Erben, als eines preussischen Unterthanen, nicht seyen; ein drittes, daß die Schulden des Verstorbenen die ganze Erbschaft wegnähmen und dabei noch nicht vollständig gedeckt würden, u. s. w. Trend blieb arm bis in sein Alter: er verwandte seine Kraft zur Veröffentlichung von Journalen, welche eine für seine Zeit sehr kühne und sichere Opposition machten; er verheiratete sich mit einer Frau seiner Wahl, hatte viele Kinder, und seiner Ansichten, seiner Schriften und wohl auch seiner Verbindung mit den geheimen Gesellschaften wegen dauernd verfolgt, flüchtete er sich endlich in schon vorgeordnetem Alter nach Frankreich. Hier wurde er mit dem Enthusiasmus und dem Vertrauen der ersten Zeit der Revolution aufgenommen. Doch bestimmt, das Opfer des traurigsten Irrthums zu werden, wurde er zur Schreckenszeit als verdächtig verhaftet und zum Schaffot geführt. Er ging mit größter Ruhe und Festigkeit zum Tode. Kurz zuvor hatte er ein Melodrama aufführen lassen, in welchem er selbst, seine Gefangenschaft und Befreiung, dargestellt wurde; als er nun auf dem verhängnisvollen Karren saß, sprach er: „Nun, auch dies ist eine Komödie.“ — Trend's Memoiren, die mit der Leidenschaftlichkeit eines Jünglings und der Ausführlichkeit eines Greises geschrieben sind, bilden eine der edelsten und anziehendsten Quellen für die Geschichte des vorigen Jahrhunderts. (Fortsetzung folgt.)

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

V. Die Schlacht vor Plymouth.*)

(26. August 1652.)

Der Morgen des Schlachttages brach an. Der Himmel schimmerte im reinen Blau; die See war still wie ein Spiegel, und nur, wenn von Zeit zu Zeit ein leiser Luftzug die Wasseroberfläche streifte, zeigten sich hier und dort einige Lagensyoten. Umsonst war bei dieser Windstille die versuchte Annäherung an Englands Flotte: der Ruiter mußte sich damit begnügen, jede leichte Brise zu benutzen, um einige Spannen weiter zu kommen und bis auf Schußweite die Engländer zu erreichen.

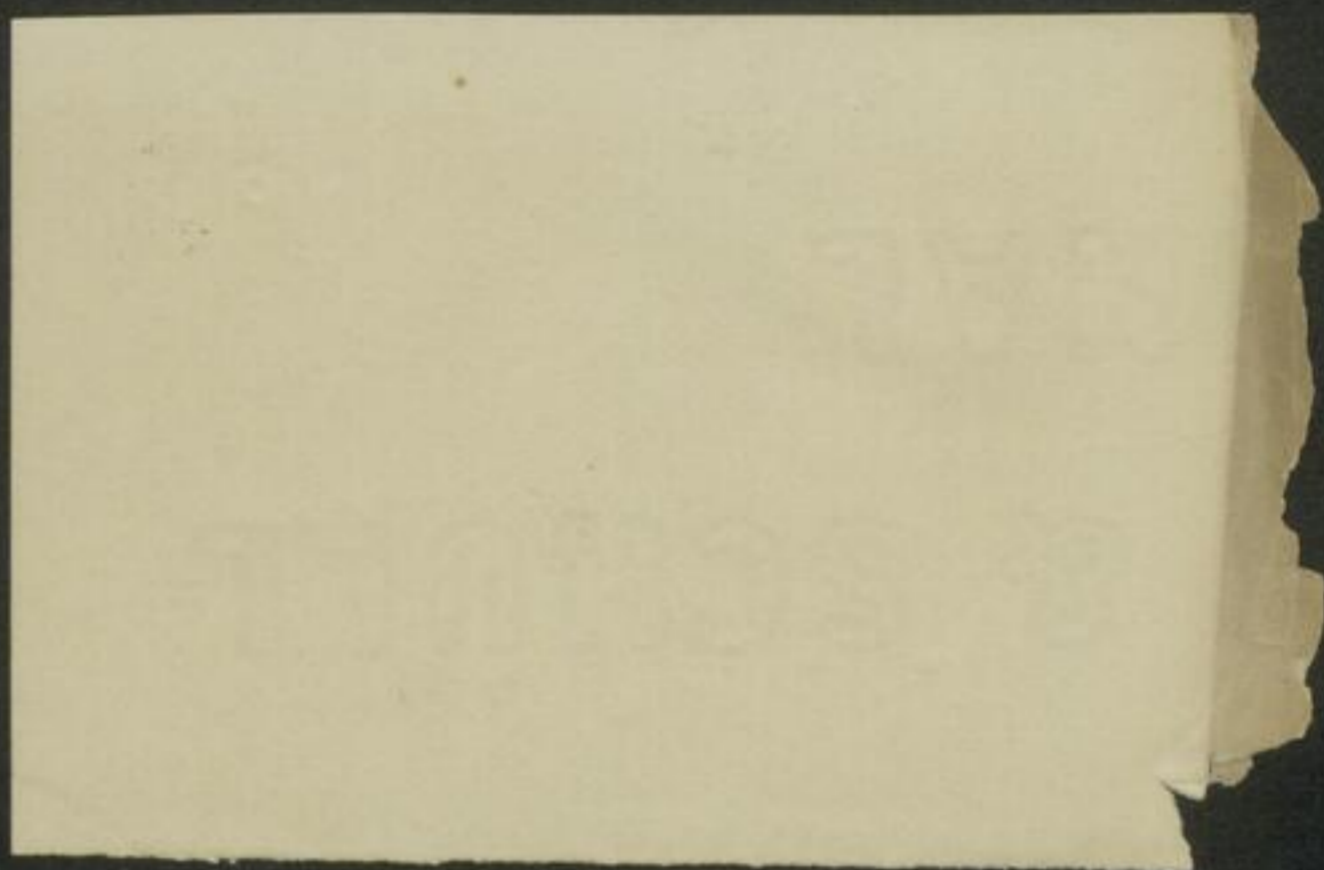
Diese lagen still und unbeweglich in dem heimischen Element. Es war eine stolze Reihe von Schiffen, einige vierzig an der Zahl, also den Holländern um ein Bedeutendes überlegen. Auf dem linken so wie auf dem rechten Flügel lag ein Sechzig-Kanonenschiff. Am Bord des „Alfred“, eines Fregattenschiffes von vierzig Kanonen, hatte der Vice-Admiral Georg Aescor seine Flagge aufgezogen.

Gegen drei Uhr Nachmittags frischte die Brise so stark auf, daß die holländische Flotte, kaum dreißig Schiffe groß, womit sie noch einige sechzig

*) Vgl. Nr. 26 des „Magazins“.

Hof Meynail
Freund junge Mann.

ESCHNER



Kauffahrer beschützen sollte, vorrücken und eine Stellung einnehmen konnte. Der Commandeur hatte sie in drei Geschwader getheilt. Im Centrum befand sich das Admiralschiff „Reptunus“ von achtundzwanzig Kanonen, von dessen Galerie aus de Ruyter den Angriffsplan leitete. Das Geschwader des rechten Flügels befehligte der zweite Commandeur, Capitain Joris Pietersen van dem Broeke, am Bord des „Bestergo“; auf dem linken Flügel hielt mit dem Dreißig-Kanonen-Schiff „Rotterdam“ der Schout-by-Nacht, Capitain Jan Aartsen Verhaaf. Bei jedem dieser Geschwader befanden sich zwei Brander. Die Kauffahrer wurden sorgfältig geprüft; zehn derselben, welche wohl bewaffnet waren, stellten sich in die Linie, die übrigen zogen sich zurück, von dem „Erzengel Michael“ und dem „Prinzen von Dranien“, zwei leichtbewaffneten Schiffen, geschützt.

Als Alles geordnet war, überzog de Ruyter die Linie noch einmal mit prüfendem Blicke und ertheilte dann den Schiffen das Signal „Vorwärts!“ Die halbgefehlten Marssegel flogen in die Höhe, die Schooten der Fock und des Großsegels fielen vor, und mit scharfer Backstagslühle setzten die holländischen Schiffe auf die englische Linie ein. Jedermann war auf seinem Posten; die Toppgasten in der Mars, die Zimmerleute bei ihren Kisten, die Kanoniere auf den Schanzen und im Zwischendeck. Während dieser hastigen Beweglichkeit der holländischen Schiffe herrschte auf der englischen Seite Todtensille, und als de Ruyter mit dem „Reptunus“ die Linie zu durchbrechen suchte, schlug der Wachtmann auf Georg Aécue's Schiff das achte Glas der Nachmittagswache, als ob es, im tiefsten Frieden, in dem sichersten Hafen läge.

Die beiden Admiralschiffe liegen einander gegenüber und begrüßen sich so gleich mit der glatten Lage; zur selben Zeit beginnt das Gefecht auf allen Theilen der Linie. Der Angriff, von beiden Seiten wohl überlegt, wird mit dem größten Eifer fortgesetzt, und bald ist Alles rings umher in einen solchen Pulverdampf gehüllt, daß jedes Schiff nur auf das ihm zunächstliegende zu sehen vermag; die obere Leitung hört auf, und jeder Capitain ist sich selbst überlassen.

Möglich frischet der Wind mächtig auf und reißt die starre Wolke auseinander. Ein flüchtiger Blick ist den Niederländern auf die Linie Englands gegönnt, und es zeigt sich, daß diese fast überall angegriffen ist. Da segelt der Ostindienfahrer „Strauß“, befehligt von dem tapferen Friesen Douwe Aukes, auf den noch am wenigsten bedrängten Theil der englischen Linie ein.

„Hurrah, Jüngens!“ ruft Capitain Aukes, den Hut schwenkend. „Acht, auf die Geschütze! Wir wollen uns ein Paar von diesen schmutzen Kerlen als Prisen ausbitten und sie vorher ein wenig mit unseren Kugeln anbohren! Bramsegel auf!“

Nur mit Jagen haben die Matrosen des Ostindienfahrers die Befehle ihres Capitains vollzogen. Sie murren bei jeder neuen Ordre und brechen zuletzt in offenen Widerstand aus.

„Nein, wir brauchen's nicht!“ rufen Einige. „Wir sind im Dienst der Compagnie, und nicht der Staaten! Was haben wir davon, wenn sie uns Arm und Beine zerfressen?“

„Laß die Holländer für sich selbst sorgen!“ sagt ein Zweiter. „Ich bin ein Franzose und kümmerge mich den Teufel um ihre Schlachten!“

„Und ich bin ein Russe!“

„Und ich ein Deutscher! Hamburg ist mein Vaterland! Wäre ich in Hamburg!“

„Was giebt's da?“ ruft plötzlich eine Donnerstimme, und die Riesen-gestalt des Friesen-Capitains steht zwischen den Meuterern. Er ergreift die ihm zunächst Stehenden und schlägt ihre Köpfe so heftig zusammen, daß sie besinnungslos hinfallen. „Wollt Ihr nicht sechten, Ihr Hunde? Wartet! Ich will Euch die Courage einpumpen! Redet nur ein Wort! Wollt Ihr jetzt, oder nicht?“

Aber von allen Enden des Berdecks, aus den Marsen und vom Zwischen-deck herauf, schreit es wie aus einem Munde: „Nein! Nein!“ und die Aufregung wird so allgemein, daß selbst der Mann am Steuer seine Pflicht vergißt und das Schiff in den Wind giert.

Der Capitain steht einen Augenblick lang starr, und während das Geschrei um ihn her immer heftiger wird, wurzelt sein Auge fest am Boden. Aber plötzlich reißt er sich empor; einen Blick der gränzenlosen Verachtung wirft er auf die tobenden Matrosen, und nach dem Hinterdeck springend, ruft er: „Wenn Ihr Hunde nicht mit mir sechten wollt, so sollt Ihr mit mir tanzen!“ Er reißt einem Kanonier die brennende Lunte aus der Hand und fliegt dem Eingange der Kajüte zu: „Nun, meine Jungen, wie ist's? Habt Ihr Lust zu einem tüchtigen Sprunge ins Blaue hinein, so sag't, und ich springe mit Euch; sonst aber liegen dort die Engländer! Besinnt Euch schnell, die Pulverkammer ist nicht weit!“

Eine tiefe Stille herrscht auf dem Berdeck.

„Schnell, Leute! Ohne Umstände! Ich bin zur Hand, und die Lunte brennt. Hört Ihr's, wie es drüben donnert? Das ist ein lustiger Todtengespang! Gute Nacht!“

Er ist im Begriff, in die Kajüte hinabzusteigen, als der Hochbootmann aus dem Kreise der Matrosen tritt, die schon lange mit einander flüsteren.

„Mit Verlaub, Capitain! Können Sie uns unsere Dummheit vergeben?“

„Das kann ich, wenn Ihr Euch besonnen habt! Was wollt Ihr denn nun eigentlich?“

„Sechten, Capitain! Hurrah unsere Flagge!“

„Hurrah!“ ruft Douwe Aukes und schwingt die Lunte um seinen Kopf.

„Straßt die Marssegelgalle und holt die Fockshoote an. Einen halben Strich anlaufen am Steuer, da hinein zwischen die beiden Engländer! Hurrah! Stramm geht er! Acht auf die Kanonen!“

Der „Strauß“ rückte rasch vor und schoß zwischen die bezeichneten Fahr-

zeuge der englischen Linie, die von den Matrosen mit Jubelgeschrei begrüßt wurden.

„Wohlgethan!“ rief der Friesen. „Feuer! Berst das große Marssegel baß und viert die Klüverschoote ab! — Feuer! — Das Schiff steht! — Feuer! Hurrah!“

Die Geschütze des Ostindienfahrers donnerten über die See hin, und die Kugeln bohrien sich fest in das englische Planckwerk. Die Schüsse waren so wohlgezielt und trafen so sicher, daß schon nach der dritten Lage die Seitenborde klasten und das Wasser von allen Seiten hineinströmte, so daß ein großer Theil der Leute von den Geschützen und Segeln weggenommen und an die Pumpen kommandirt werden mußte. Aber nur kurze Zeit vermochten sie den Kampf mit den Elementen zu bestehen; das Wasser stieg immer höher, und beide Schiffe sanken bis zur Decklast unter, während die Matrosen sich in die Bote oder in die offene See stürzten.

„Hurrah!“ rief Douwe Aukes. „Die haben wir besorgt! Jetzt ist freie Fahrt! Haltet die Ruderpinne fest! Steuert Cours auf das offene Wasser hinaus, damit wir sehen, wo unsere Hülse sonst noch thut! Jüngens! Einen Schlud Jeneber! Was ist besser, sechten oder tanzen?“

„Sechten!“ riefen Alle wie aus einem Munde, und der Udkiekmann meldete: „Segler am Bug!“

„Holla! Woi!“ rief Aukes herüber. „Ben haben wir da? Alle Wetter! Das ist de Ruyter! Frisch, Jüngens! Hurrah!“

„Hurrah!“ erscholl es von dem Schiffe des Commandeurs, und der Friesen rief: „Alles wohl auf bei mir! Zwei Engländer habe ich in den Grund geschossen, und die Passage ist frei.“

„Dank für die gute Voischafft!“ antwortete de Ruyter. „Mein „Reptunus“ war der Erste, wie es sich für so'n Heidenkerl von Gott gebührt! Aber noch sind wir nicht am Ende! Dort steuert Lord Aécue: er hat es auf unser Centrum abgesehen und will durch, um unsere Kauffahrer zu schädigen; nicht umsonst hat er die Brander an sich gezogen. Ich will ihm diesen Bissen ver-salzen! Haltet Ihr mit?“

„Ich halte!“ rief Douwe Aukes jubelnd. „Mylord Admiral, meine Kanonen sprechen friesisch! Feuer! Ha! ha! ha! den Gigbaum gerade durchgeschossen und Sr. Herrlichkeit vor die Füße geworfen. Fünf Gulden zahle ich für den Schuß!“

Mit vollen Segeln drangen der „Reptunus“ und der „Strauß“ auf das englische Admiralschiff ein; dieses nahm den Kampf an, und bald war wieder Alles in dichten Pulverdampf gehüllt.

Während die Schlacht sich im Centrum und zu beiden Seiten desselben möglichst zu Gunsten der Niederlande stellte, hatten die äußersten Enden der holländischen Linie weniger Aussicht auf einen glücklichen Erfolg. Die beiden Sechzig-Kanonen-Schiffe, welche diesen Nationen englischer Seite gegenüber lagen, unternahmen einen heftigen Angriff, das Feuern wurde fast keinen Augenblick unterbrochen, und die Seefoldaten, welche, mit trefflichen Büchsen bewaffnet, in der Mars lagen, zielten so gut, daß sie den Holländern manchen tüchtigen Mann wegschossen.

Eine dieser Büchsenkugeln stieg auf das Hinterdeck des Schout-by-Nacht-Schiffes „Rotterdam“ und reißt den Capitain Jan Aartsen Verhaaf zu Boden. Ein Schreckensruf hallt über das Berdeck hin; der erste Lieutenant, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, eilt herbei und wirft sich neben dem Verwundeten auf die Kniee: „Vater! Um Gotteswillen, lieber Vater! Ihr seyd verwundet!“

Mit emsiger Sorgfalt beschäftigt sich der Sohn um den Vater, aber Niemand achtet unterdessen auf das Schiff; die Kanonen des „Rotterdam“ schweigen, während die sechzig Kanonen des gegenüberliegenden „Seymour“ ein starkes Feuer eröffnen und das holländische Flügelschiff furchtbar zurichten. Da schlägt der Verwundete die Augen auf und blickt umher. Er überschaut die Lage der Dinge mit einem Blicke; lächelnd drückt er dem Sohne die Hand und flüstert ihm zu: „Ich danke Dir, Jan!“ dann aber spricht er ernst: „Achte auf des Landes Dienst!“

Der Lieutenant umarmte den Vater, dann sprang er auf die Schanze, und während einige Matrosen den Verwundeten in seine Kajüte trugen, führte Jener das Kommando weiter. „Rächt meinen Vater, der auch Euch ein Vater war!“ rief der Lieutenant. „Feuer! Da kommt uns Hülfe!“

Die Matrosen des „Rotterdam“ gehorchten willig dem jugendlichen Führer. Unerfroden, nicht achtend den sicheren Tod, der ihnen aus den sechzig Feuererschünden des „Seymour“ entgegenflog, drang ihr Schiff auf diesen ein und lag ihm nahe zur Seite, als der „Dranienbaum“ und „der Friede“ erschienen, um ihn zu entsetzen.

„Hurrah! Hurrah!“ erscholl es am Bord des „Strauß“, und „Hurrah! Hurrah!“ erscholl es am Bord des „Reptunus“. Das englische Admiralschiff war furchtbar zugerichtet; es zog seine Marssegel auf, ließ sie von dem Winde fassen und jagte zwischen den beiden Holländern mitten durch auf die hohe See hinaus.

„Da läuft er! de Ruyter! da läuft er!“ schrie Douwe Aukes durch sein Sprachrohr hinüber. „O Ihre Herrlichkeit! Lade Euch auf ein Glas Capwein zu Gast! Ha! Ha! Ha! Mylord Hochmuth ist kein genug, dabonzulaufen! De Ruyter! Hier ist gut ausgeräumt! — Seht! Einer, zwei, drei Engländer hinter ihrem Admiral her! Sie haben ihm etwas zu sagen vergessen und wollen's ihm an Bord bringen, ehe die Sonne untergeht! Sollen sie so davonkommen?“

„Ihnen nach, Douwe Aukes!“ rief de Ruyter. „Sankt Peter“ und „Gelderland“ sollen Dir folgen. Gib wohl Acht, daß Du siehst, wo sie bleiben!“

Douwe Aukes antwortete mit einem lauten Hurrah und setzte Cours auf den Spiegel des englischen Admiralschiffes. De Ruyter ließ vom Winde ab.

fallen, schickte dem Zriesen die genannten Schiffe zur Hülfe und hielt nach dem rechten Flügel ab, wo die Kanonade schwächer wurde und die Holländer zu weichen begannen. Ueberall war der Sieg sonst ersochten, keines der englischen Schiffe hielt mehr Stand; die meisten suchten den Hafen von Plymouth zu erreichen, während die übrigen ohne Ueberlegung in den dämmernden Abend hineinsteuerten, um nur aus dem Bereiche der siegreichen holländischen Schiffe zu kommen. Aber auf dem rechten Flügel lag das englische Linienschiff „Centaur“ von sechzig Kanonen, dem „Westergo“ des Vice-Commandeurs Joris Pietersen gegenüber und hatte die geringen Mittel desselben fast erschöpft. Schon ward das Feuer des Niederländers schwächer, und es war die Rede davon, ob man die Flagge streichen oder das Schiff in die Luft sprengen sollte, als sich der Commandeur, der krank danieder lag, von vier Matrosen auf das Verdeck tragen ließ.

„Werdet nicht lässig, Holländer“, rief Joris Pietersen, sich mühsam aufrichtend. „Hier bin ich, Euch zur Seite, mitten unter Euch! Bis her war die Krankheit mein Herr, aber nun habe ich sie besiegt, und sie soll mir nichts anhaben. Hurrah, Leute! Noch einmal an die Kanonen! Jetzt muß uns Sieg werden!“

Die Matrosen stürzten sich wieder auf die Schanzen und auf das Zwischendeck; die Schlacht begann aufs neue, und während die Geschütze unausgesetzt donnerten, rückte das Schiff selbst dem „Centaur“ so nahe, daß dieser sich entschließen mußte, zurückzuweichen, um Raum zum Schlagen zu behalten.

„Tragt mich oben auf das Dach der Hütte!“ befahl Joris Pietersen, „damit ich Alles sehen kann, Alles! Da läuft er schon! Gönnst ihm den Raum nicht! Ha, da kommt Entschluß!“

Und auf der anderen Seite des Engländers erschien der „Reptunus“. Von beiden Seiten angegriffen und eingeschlossen, folgte der „Centaur“ dem Beispiel seiner Freunde; seine Masten bedeckten sich von oben bis unten mit Leinwand, und er slog vor dem Winde hin, während der „Reptunus“ in sein Kielwasser lenkte.

Auf dem Gesichte Joris Pietersen's strahlte ein seltsames Lächeln; er sah seine Offiziere um sich versammelt und reichte ihnen die Hand: „Ich sterbe, auf dem Meer, dem ich gedient mein Lebenslang! Ich sterbe leicht, denn kein Auge weint um mich dabei! Ich sterbe glücklich, mitten im Siege, mitten im Jubel des Kampfes! — Wenn Ihr mich begrabt, legt mir einen schweren Stein zu Fuß und zu Häupten, damit die Wellen mich nicht wegreißen von diesem Siegesplatz! — Grüßt unseren Commandeur! Leb' wohl! Sieg!“ Er schloß die Augen und sank auf sein Lager zurück. Die Offiziere standen tiefbewegt umher.

Bei eindringender Dunkelheit hatte der Ritter die Verfolgungen aufgegeben. Er erfuhr das nahe Ende seines Nächstkommandirenden und begab sich zu ihm. Die Hand des Sterbenden fassend, beugte er sich über ihn und sagte: „Joris Pietersen, mein Freund! Bist Du schon hinüber? Joris Pietersen!“

Der Sterbende schlug noch einmal die Augen auf, lächelte dem Freunde zu, küßte „Sieg!“ und hauchte seinen Geist aus.

Der Ritter war tief bewegt. „Er ist hinüber! Wohl ihm! Wer weiß, ob uns einst ein so beneidenswertes Tod beschieden ist! Mitten im Kampfe! Im ersten Rausche des glücklich errungenen Sieges!“

Er kehrte gedankenvoll an Bord seines Schiffes zurück. Hier hatten sich fast alle Capitaine eingefunden und jubelten ihm entgegen: „Heil de Ritter! Heil dem Sieger von Plymouth! Heil!“

Aber er wies die Männer ernst zurück und sagte: „Nicht mir, nicht Euch verdankt Holland diesen Sieg. Wir stritten gegen eine große Uebermacht, mit geringen Mitteln gegen die wohlgerüstete Flotte Englands! Mit uns war Gott der Herr sicherlich, ihm danken wir allein den Sieg! Ihm sey allein die Ehre!“

Der Ritter entblößte sein Haupt und kniete nieder; die Capitaine und Offiziere, die Matrosen und Soldaten folgten seinem Beispiel. Der Geistliche des Schiffes trat in die Mitte und sprach ein inniges Dankgebet. Dann stimmte er einen feierlichen Lobgesang an, und dieser verbreitete sich von Schiff zu Schiff, bis zu den fernabliegenden Rauffahrern. Die Luft war still und ruhig, einzelne Sterne blinkten, am westlichen Horizont verschwamm der letzte Schimmer des Tages, das Meer rauschte leise auf, und die schweigende Nacht umhüllte das All mit ihrem undurchdringlichen Schleier.

Mannigfaltiges.

— Französische Vorlesungen in Berlin. Herr Graf von Suzor hat am Abend des 25. März vor einem sehr zahlreichen und gewählten Publikum eine Vorlesung über französische Literatur gehalten, zu der er schriftliche Einladungen versandt hatte. Der Charakter dieser Vorlesung, die der Anfang oder vielmehr die Probe eines angekündigten Cyklus war, ist durch den Ort, an welchem sie gehalten wurde, vollständig bezeichnet: nämlich nicht in einem Lehrsaal und vom Katheder herab, sondern im Schauspielhause, und zwar auf derselben kleinen Bühne fand sie statt, auf der uns sonst die französischen Bluetten zu ergötzen pflegen. Also nicht ein wissenschaftlicher Kursus, sondern eine leichte Unterhaltung wird uns dargeboten; und diese zu finden, darf sowohl Damen als Herren, besonders aber denen versprochen werden, die einen eleganten und wohlklingenden französischen Vortrag lieben. Herr von Suzor ist mit der älteren wie mit der neueren Literaturgeschichte seines Landes vertraut und weiß aus dieser wie aus jener Epoche zahlreiche kleine Charakterzüge und Anekdoten mitzutheilen, die auch dem unterrichteten deutschen Zuhörer zum Theil unbekannt sind. Er begann damit, zu erklären, daß jede Zeit ihre besonderen Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten habe, deren

Geschichte unter den französischen Vornehmen, die in dieser Beziehung immer dem Volke zum Vorbilde gedient, er in raschen Zügen vorüberführte, indem er hinter einander über Jagden, Troubadours, Schachspiel, Turniere, Kartenspiele, Marionetten, Ballet, Theater, Musik und Pferderennen sprach. Ein übersichtliches historisches Bild ward dadurch allerdings nicht gegeben, aber bei der Erwähnung jeder dieser Ergötzungen wußte der Vortragende immer ein Geschichtchen beizubringen. So erzählte er bei Gelegenheit der Marionetten, König Heinrich II. habe sich in die Figuren des Kaisers Nero und der Kaiserin Poppäa (Poppée) so verliebt, daß er sie zur beständigen Unterhaltung bei sich im Zimmer aufstellte. Natürlich machten dies die Postleute nach; Jeder schaffte sich eine kleine Kaiserin Poppée an, und von dieser sollen dann die Puppen (poupées) den Namen behalten haben.*)

Von diesen Vergnügungen kam der Vorlesende auf den Geschmack an der schönen Literatur (gout des lettres), der jetzt mehr als zu irgend einer Zeit verbreitet sey, und wobei er auf die jetzt auch unter gekronten Häuptern, Prinzen und Prinzessinnen vorkommenden schriftstellerischen Talente hinwies. Daß die in München erschienenen „Beeblätter“, auf welchen Herr v. Elsholz als Redacteur genannt war, eigentlich vom Herzog Max von Bayern herausgegeben wurden, war uns neu. Auch die ins Französische übersehten „Betrachtungen über die Musik“ dieses Prinzen, der sich jetzt bei seiner Tante, der Fürstin von Wagram, in Paris befindet, rühmte Herr v. Suzor, dem dagegen nichts von den Reiseskizzen desselben aus Aegypten und dem Orient bekannt zu seyn schien. Ludwig XVIII. wurde unter Anderem als Mitarbeiter des Herrn Merville an einem französischen Drama genannt. Aber so sehr die Literatur auch durch solche Mitarbeiter geehrt werde, so würden diese doch nicht minder dadurch geehrt, daß sie der Literatur angehörten. Les lettres ennoblissent — und wäre es auch ein Bäcker wie Reboul oder ein Perrückenmacher wie Jasmin, der sich eine Stelle auf dem Parnas erworben, so sey diese dadurch doch nicht minder würdig besetzt, als durch den Hochgeborenen. Aber trotz dieser Zugeständnisse an den die Geister gleich achtenden Geist der Zeit, glauben wir doch eine gewisse Vorliebe des Herrn Grafen für die Schriftsteller von Geburt wahrgenommen zu haben, wie schon aus seiner Aufzählung und Nebeneinanderstellung der heutigen literarischen Notabilitäten, mit völliger Auslassung von Namen wie Thiers, Sue, Janin u. s. w., hervorging. Daß ihm Ludwig XIV. ein großer, ja ein sehr großer König scheint, ist zwar durch die Bedeutung, die er dem Siècle de Louis XIV. beilegt, leicht zu erklären; wenn er jedoch im Gegensatz zur sogenannten klassischen Literatur dieses Zeitalters dem von Rousseau und Frau von Staël geweckten Geist der neueren französischen Literatur einen nur untergeordneten Werth zugesieht, so glauben wir auch hierin nichts Anderes als eine Liebhaberei für das ancien régime zu erkennen.

Ueberhaupt scheint Herr v. Suzor, so vertraut er auch mit der Literatur seines eigenen Landes ist, die des Auslandes nur wenig zu kennen. So denkt er sich die Geister in der Schweiz jetzt noch mit einer besonderen Vorliebe für Gessner's Idyllen ausgestattet; in England stellt er noch Shakspeare und Richardson als Gegensätze auf — Richardson und seine Clarissa, von denen kein Mensch mehr spricht! und indem er die beiden Namen Hamlet und Falstaff nannte, glaubte er die Kontraste, die sich im englischen Leben überhaupt darbieten, hinreichend bezeichnet zu haben. Herr v. Suzor wird wohl daran thun, sich auf keine Vergleiche mit dem Auslande einzulassen. Sagt er doch selbst, man müsse ein fremdes Land eben so wie eine Frau mindestens dreißig Jahre beobachtet haben, um sie vollständig zu kennen. Ungenügend, ja ganz und gar falsch war darum auch die Erklärung, die er vom Romantischen im Gegensatz zum Klassischen gab, eine Erklärung, die er durch das Beispiel vom Apoll von Belvedere, den die Romantiker mit Farben ausstatten würden, zu erläutern suchte. Da halten wir uns doch noch lieber an das allerdings auch sehr ungenügende Wort der Staël, wonach alle Begebenheiten vor der Zeit des Christenthums dem Gebiete des Klassischen und alle Begebenheiten nach dieser Zeit dem des Romantischen zu überweisen seyen. Herr v. Suzor hält allerdings auch nicht mehr ganz fest an den Grundfäden der alten klassischen Schule; er sieht wohl ein, daß sie auch in Frankreich, trotz aller Anstrengungen der Rachel und trotz dem halb geglückten Versuche Ponsard's, sich nicht mehr ins Leben zurückrufen lasse, und hat sich daher ein juste-milieu, eine sogenannte eklektische Schule, gebildet, auf deren Thron er den kürzlich verstorbenen Casimir Delavigne erhebt. Delavigne repräsentirt jedoch — und dies ist das Höchste, was wir ihm zugeschieben können — nur den Uebergang von einer Epoche zur anderen, während die romantischen Versuche von Hugo, Alex. Dumas u. die ersten, allerdings sehr verfehlten Erzeugnisse dieser Epoche selbst sind. Die Proben, die Herr v. Suzor aus Delavigne's „Schule der Alten“ und aus dessen „Söhnen Eduard's“ recitirte, haben wohl das dramatische Vorleser-Talent des Gastes in einem angenehmen Lichte zeigen, jedoch an dem einmal in Deutschland feststehenden Urtheil über Casimir Delavigne nichts ändern können.

Herr v. Suzor schloß mit einer captatio benevolentiae für seine deutschen Zuhörer. Deutschland und Frankreich, die beiden großen und mächtigen Nationen, verdienen es, sich vollständig zu kennen und zu achten, und hierzu wolle er durch seine Vorlesungen beizutragen suchen, welche wohl die Uebereinstimmung der Geister haben und drüben nachweisen, jedoch auch das Recht und die Selbststellung jeder Nationalität achten würden.

*) Pupa heißt aber schon auf lateinisch eine Puppe, eine Dose zum Spielen.